

Rezensionen

Hans-Christoph Seidel:

Der Ruhrbergbau im Zweiten Weltkrieg. Zechen – Bergarbeiter – Zwangsarbeiter, Essen: Klartext Verlag 2010 (640 S., 40 Tab.) 79,00 €

(= Veröffentlichungen des Instituts für soziale Bewegungen, Schriftenreihe C: Arbeitseinsatz und Zwangsarbeit im Bergbau, 7)

Der Ruhrbergbau gehört sicherlich zu den besterforschten Themenfeldern der modernen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Erstaunlicherweise fehlte aber eine Untersuchung für die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Diese Lücke füllt nun die Arbeit von Hans-Christoph Seidel, die im Rahmen des Forschungsprojektes „Zwangsarbeit im deutschen Bergbau“ entstanden und 2009 von der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum als Habilitationsschrift anerkannt worden ist.

Auf breiter Quellenbasis untersucht Seidel in drei Großkapiteln (I. Die Vorkriegszeit; II. Die ersten Kriegsjahre; III. Der „Totale Krieg“) jeweils drei Themenbereiche: 1. Die wirtschaftliche Entwicklung, die organisatorischen Rahmenbedingungen und die Interessenspolitik des Ruhrbergbaus; 2. den Arbeitseinsatz im weitesten Sinne und 3. die Arbeits- und Lebensbedingungen der deutschen und ausländischen Arbeitskräfte.

Der Ruhrbergbau, der vom wirtschaftlichen Aufschwung im „Dritten Reich“ erst relativ spät profitierte, sah sich in den Jahren vor Kriegsbeginn mit zunehmenden Anforderungen seitens der Rüstungs- und Vierjahresplan-Industrien konfrontiert, denen er trotz einer Rekordförderung im Jahre 1937 nicht nachkommen konnte. Da durch Rationalisierungs- und Mechanisierungsmaßnahmen keine För-

dersteigerung zu erwarten war, verblieb als Ausweg nur eine Ausweitung der Arbeitszeit und eine Vergrößerung der Zechenbelegschaften. Während die Verlängerung der Schichtzeit von 8 auf 8 ¼ Stunden durch die sog. Göring-Verordnung vom 2. März 1939 erfolgte, bereitete die Anlegung von neuen Arbeitskräften größere Probleme. Der Bergbau war für Jugendliche schon seit längerer Zeit nicht mehr als Arbeitsplatz attraktiv genug gegenüber den Werken der Eisen- und Stahlindustrie oder den neu geschaffenen Werken des Vierjahres-Plans. Zudem waren immer mehr Hauer bemüht, von den Zechen abzuweichen, so dass Seidel zu recht von einer „Flucht aus dem Bergbau“ spricht. Diese konnte auch durch einige sozialpolitische Verbesserungen (Knappschaftsreform) und durch höhere Löhne nicht gestoppt werden.

Die Probleme vergrößerten sich während des Krieges. Zum einen stieg abermals der berechnete Kohlenbedarf, zum anderen verringerte sich die Belegschaft durch die Einberufungen von Bergarbeitern, auch wenn sich diese gegenüber anderen Industriebranchen in Grenzen hielten, da der Bergbau durch vermehrte UK-Stellungen begünstigt war. Dennoch ließ sich der Verlust von etwa 20.000 einberufenen Bergleuten nicht durch die Anlegung von Arbeitskräften aus Belgien, Nordfrankreich, Polen, Italien, Kroatien, ja sogar aus Dänemark ausgleichen. Seidel beschreibt ausführlich die Arbeits- und Lebensverhältnisse, die im Vergleich zu den nachfolgenden Jahren noch einigermaßen zufriedenstellend waren. Gleichwohl war die Fluktuation recht hoch. Für viele der Neugestellten war die Arbeit unter Tage zu beschwerlich. Sie nutzten daher ihre Freizügigkeit, um unter Kontraktbruch ihren Arbeitsplatz zu verlassen.

Der Ausländereinsatz war in den Jahren 1939 bis 1941 noch kein Massenphänomen. Er überschritt erst zur Jahresmitte 1941 die 10-Prozent-Marke. Ein entscheidender Grund dafür war die zunächst sehr ablehnende Haltung der Bergwerksdirektoren, die noch auf eine Rückkehr der eingezogenen Belegschaftsmitglieder hofften. Sie sprachen sich aus mehreren Gründen gegen einen verstärkten Einsatz von Ausländern aus. Sie fürchteten zum einen ein weiteres Absinken der Produktivität. Sie machten aber auch rassistisch motivierte Bedenken geltend. So erklärte Wilhelm Nebelung, Bergwerksdirektor der GHH: „Am allerbedenklichsten aber sind die weltanschaulichen, sittlichen und rassistischen Gefahren, die der deutschen Bevölkerung des Ruhrgebiets aus einer Massierung ausländischer Arbeitskräfte erwachsen würden. Der Untergang der antiken Kulturvölker durch rassistische Vermischung mit den Sklavenvölkern sollte uns bei

solchen Überlegungen stets als warnendes Beispiel vor Augen stehen.“ Ferner sahen die Bergwerksdirektoren in der Beschäftigung von „Fremden“ eine „Herabwürdigung des Bergmannberufs“, die nachhaltige Auswirkungen bei der Rekrutierung des Nachwuchses haben würde. Der Ansicht des Reichskohlenkommissars Paul Walter, dass nach einem siegreichen Ausgang des Krieges die Parole lauten werde „Die Deutschen aufs Land, die Polen und die sonstigen Hilfsvölker in den Bergbau“, widersprachen sie massiv. Der Ruhrbergbau dürfe auf keinen Fall zu einem „Helotenbergbau“ herabsinken. Für die Führungskräfte des Bergbaus war daher der Ausländereinsatz nur eine „Kriegsnotmaßnahme“, die eng begrenzt sein sollte und nach Kriegsende wieder beendet werden müsse. Aus diesem Grunde unternahmen die Zechen auch kaum Anstrengungen, um die „bergfremden“ Kräfte anzulernen und zu qualifizieren. Die Schulung beschränkte sich auf das Notwendigste zur Verrichtung einfacher Arbeiten.

Im Jahre 1942 änderte sich die Lage grundlegend. Bedarfsplanung und erreichte Förderung klafften weit auseinander. Doch trotz dieses Missverhältnisses blieb die Stellung der Reichsvereinigung Kohle, der Selbstverwaltungsorganisation des Bergbaus, unangestastet, da es ihr gelang, durch eine „effiziente Verteilungspolitik“ Lücken zu schließen und gravierende Auswirkungen auf die Kriegsproduktion zu vermeiden.

Um das Förderniveau bei sinkenden Förderleistungen je Mann zu halten oder gar zu steigern, gab es zwei Möglichkeiten: eine intensivere Ausnutzung der Arbeitskraft, welcher aber Grenzen gesetzt waren, oder eine abermalige Ausweitung der Belegschaften.

Bei den Bergwerksdirektoren, die dem Ausländereinsatz zunächst distanziert gegenüber gestanden hatten, erhöhte sich nun die Akzeptanz. Emil Stein von der Hibernia AG sprach für viele, wenn er ausführte: „Wenn auch die Beschäftigung ausländischer Arbeiter wenig erfreulich sei, so bliebe doch kein anderer Weg übrig.“ Spätestens seit dem Winter 1942/43 betrieben dann die Bergbaugesellschaften eine „offensive Ausländerpolitik, indem sie sich innerhalb des internen Verteilungssystems des Ruhrbergbaus nachdrücklich um die Zuweisung von möglichst vielen [...] Arbeitskräften bemühten“.

Die Anlegung von weiteren „Ostarbeitern“ und vor allem von sowjetischen Kriegsgefangenen stieg sprunghaft an und erreichte zum Jahresende 1944 mit über 40 Prozent ihren Höhepunkt. Etwas zugespitzt formuliert Seidel: „Spätestens im Frühjahr 1944 lag die Kohlen-gewinnung zum größeren Teil in den Händen der Ausländer.“

Vom Arbeitseinsatz in anderen Industriezweigen unterschied sich der im Bergbau vor allem durch einen weit überproportionalen Anteil von sowjetischen Kriegsgefangenen sowie durch eine sehr geringe Anzahl von „Ostarbeiterinnen“.

Die Leidensgeschichte der Zwangsarbeiter und der gefangenen „Rotarmisten“ ist durch die Veröffentlichungen von Ulrich Herbert und Thomas Urban in den Grundzügen bekannt, doch Seidel bettet sie in einen größeren Rahmen ein und er gelangt durch eine intensive Auswertung der Quellen zu neuen Erkenntnissen und zu einem sehr differenzierten Bild. Dabei schreckt er vor klaren Urteilen nicht zurück: „Allein die viel zu geringen Nahrungsrationen bei körperlicher Schwerstarbeit nahmen den Tod der Rotarmisten durch regelrechten körperlichen Verschleiß wenigstens billigend in Kauf.“ (S. 568) Und er benennt auch die Verantwortlichkeit der Führungskräfte des Bergbaus: „Man kann diese Verhältnisse durchaus mit der Kategorie „Vernichtung durch Arbeit“ beschreiben. Der Ruhrbergbau war zwar nicht Initiator dieses Systems, und die Zechenleitungen wurden von keinem Vernichtungswillen geleitet, aber mit dem bewusst vollzogenen Übergang zum Masseneinsatz der sowjetischen Kriegsgefangenen akzeptierte der Ruhrbergbau die grundsätzlichen Bedingungen, unter denen sich dieser vollziehen sollte.“ (S. 570)

Das Verhältnis der Stammebelegschaft zu den Neuangekommenen war nicht durch solidarisches Handeln geprägt, sondern von Konflikten und Animositäten. Die deutschen Bergleute sahen in den „Bergfremden“ ein erhöhtes Sicherheitsrisiko, sie beklagten sich über die mangelnde Hygiene und fürchteten bei der Zusammenarbeit im Gedinge Lohnverluste. Aber auch rassistische Einstellungen traten zu Tage. So weigerten sich auf der Zeche Osterfeld Teile der Belegschaft, sich gemeinsam mit neuangelegten Kroaten umzuziehen, weshalb eine eigene „Kroatienkaue“ eingerichtet werden musste. Auch wenn den ausgehungerten Zwangsarbeitern mal ein Butterbrot zugespielt wurde, so ist in den Akten häufiger von Misshandlungen statt von Hilfe die Rede, was nicht nur eine Folge des bekannten Grubenmilitarismus darstellte.

Beim betrieblichen Verhalten der deutschen Bergleute setzten sich im Kriege die Entwicklungen der 1930er-Jahre fort. Siedel konstatiert: „Der Kriegsbeginn begründete keine Solidargemeinschaft der ‚Männer an der Kohlenfront‘.“ Festzustellen sind vielmehr „Symptome des fortschreitenden Verfalls der ‚Betriebsgemeinschaft‘“. Die Förderleistung je Schicht sank, während die Zahl der Krank- und Bummelschichten stieg. Dies war na-

türlich auch eine Folge der zunehmenden Belastungen. Die Mehrarbeit an Sonn- und Feiertagen erhöhte sich, während die Ernährungslage immer schlechter wurde. Hinzu kamen die Auswirkungen des Bombenkriegs, der die Wohnungen zerstörte und die Familien auseinanderriss. So fällt es schwer, die Einstellung der Bergleute zu ergründen. Die Zechenleitungen registrierten „eine zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber allem, was nicht die persönliche Situation betraf“.

Indem Seidel den Zwangsarbeitereinsatz in einem größeren Kontext betrachtet, die Lage und das Verhalten der deutschen Bergleute eingehend untersucht und die Verbandspolitik des Bergbaus analysiert, hat er sein Ziel, „eine breiter angelegte (wirtschaftsgeschichtlich informierte) Organisations- und Sozialgeschichte des Ruhrbergbaus während des Zweiten Weltkrieges“ vorzulegen, bestens erreicht.

In der Rezension konnte der Aspektreichtum der Arbeit nicht annähernd wiedergegeben werden. Daher sei zum Schluss ein pauschales Urteil erlaubt. Die Bergbaugeschichte besitzt ein neues Standardwerk höchster Qualität.

Dr. Klaus Wisotzky, Essen

**Christoph Bartels (Hrsg.):
Berufliches Risiko und soziale Sicherheit.
Beiträge zur Tagung „Vergangenheit und
Zukunft sozialer Sicherungssysteme am
Beispiel der Bundesknappschaft und
ihrer Nachfolger“ im Deutschen Bergbau-
Museum Bochum 8. und 9. Oktober 2009,
Bochum, Selbstverlag des Deutschen
Bergbau-Museums Bochum 2010 (256 S.,
zahlr. s/w Abb.), 18,00 €**

*(Vergangenheit und Zukunft sozialer
Sicherungssysteme am Beispiel der
Bundesknappschaft und ihrer Nachfolger,
Bd. 4; Veröffentlichungen aus dem
Deutschen Bergbaumuseum, Nr. 171)*

Das Buch „Berufliches Risiko und soziale Sicherheit“ entspringt einem Forschungsverbund, der für die wissenschaftliche Erschließung der sozialen Sicherungssysteme Vorbildcharakter hat. Vorbildlich ist nicht nur die interdisziplinäre Ausrichtung des Projektes, an dem Museen und Universitäten, Historiker und Wirtschaftswissenschaftler beteiligt waren, sondern auch die untersuchten Themenfelder, die von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, von der Geschichte der Knapp-

schaft bis zur Sozialversicherung der Seeleute und der Eisenbahnmitarbeiter reichen. Die inhaltliche Klammer des Projektes bildet der 2005 erfolgte Zusammenschluss des Kranken- und Rentenversicherungsträgers Bundesknappschaft mit der Bahnversicherungsanstalt und der Seekasse, beides Institutionen, die ebenso wie die Knappschaft als berufsständische Träger fungierten und damit mehrere Zweige der Sozialversicherung umfassten. Der vorliegende Band dokumentiert eine Tagung, die der Forschungsschwerpunkt der Leibniz-Gemeinschaft im Oktober 2009 ausgerichtet hat. Präsentiert werden darin Ergebnisse der Projektpartner und darüber hinaus Aufsätze weiterer Wissenschaftler, die zu Themen der sozialen Sicherung forschen.

Nach einer Vorstellung des Forschungsschwerpunktes durch den Herausgeber Christoph Bartels, zugleich Projektleiter am Deutschen Bergbaumuseum, wird das Themengebiet der sozialen Sicherheit mit einem programmatischen Aufsatz zu aktuellen Fragestellungen eröffnet. Franz Terwey, Direktor der Europavertretung der Deutschen Sozialversicherung, diskutiert den Einfluss der europäischen Integration auf die nationalen Sozialversicherungssysteme. In seinem Beitrag macht er deutlich, dass ein Grundproblem der sozialen Sicherung bis heute fortbesteht: die spannungsreichen Widersprüche zwischen der kapitalistischen Entgrenzung von Märkten, Kapital und Lohnarbeit auf der einen Seite und den Schutzbedürfnissen der Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer auf der anderen. Heute stehen wir, so lässt sich aus Terweys Ausführungen zur EU-Binnenmarktpolitik und deren schleichende Unterhöhnung der einzelstaatlichen Sozialpolitik schließen, an einer wichtigen Wegscheide der sozialen Ordnungspolitik. War der Nationalstaat über 125 Jahre lang, seit Einführung der gesetzlichen Krankenversicherung 1883, der wichtigste Akteur und Impulsgeber für das staatliche Netzwerk sozialer Dienste und Leistungen im Industrialisierungsprozess, so wird er mehr und mehr von dem amorphen Politikgebilde EU abgelöst. Terwey plädiert im Sinne einer leistungsfähigen und demokratisch legitimierten Sozialpolitik konsequent für die „Finalität“ Europas im Sinne einer staatengleichen Föderation. Die von ihm geschilderten Konfliktkonstellationen sind über ihre zeitgenössische Politikempfehlung hinaus auch für den Historiker von Interesse. Denn sie zeigen, dass die zentralen programmatischen Strömungen der Sozialpolitik, so die Interessenpolitiken der Arbeitnehmerseite durch Sozialdemokratie und sozialen Katholizismus, die arbeitgebernahen Spielarten des Liberalismus und die staatszentrierten Lösungsmodelle demokratischer oder autoritärer Provenienz, auch in his-

torischer Hinsicht neue Fragen aufwerfen, will man die gegenwärtige Dauerkrise des Sozialstaats in Europa intellektuell erschließen.

Die anschließenden neun Aufsätze legen ihre Schwerpunkte auf die Anfänge der Sozialstaatsgeschichte im 19. Jahrhundert. Andreas Bingener, Projektbearbeiter am Deutschen Bergbaumuseum, greift in seinem Aufsatz zum Preußischen Knappschaftsgesetz 1854 ein Kapitel der Knappschaftsgeschichte auf, das zu Recht im Vordergrund steht, wenn auf die Rolle der Knappschaft als „sozialer Pfadfinder“ (so die Selbstdarstellung anlässlich des 750-jährigen Jubiläums 2010) verwiesen wird. Denn mit dem Gesetz von 1854 trat gewissermaßen eine Verstaatlichung des Knappschaftswesens ein, das seine althergebrachten ständischen Privilegien verlor und seitdem als obligatorische Pflichtversicherung für die Berufsgruppen im Bergbau – unter Beteiligung der Arbeitgeber – auftritt. Wie umstritten dieser Modernisierungsprozess war, der nun den rechtsstaatlichen Rechtsanspruch auf Leistungen durchsetzte und eine Weichenstellung für die Institutionalisierung der Selbstverwaltung darstellte, kann Bingener anhand lokaler Quellenbestände aus dem Ruhrgebiet erläutern.

In idealer Weise ergänzt wird die Knappschaftsgeschichte durch eine Darstellung zur preußischen Kassenpolitik für gewerbliche Arbeiter von Eckart Reidegeld, Professor an der Fachhochschule Dortmund. Auch Reidegeld widmet sich der Vorgeschichte der Arbeiterversicherung auf Reichesebene, nun in Bezug auf die bestehenden Krankenkassen der Handwerker und der wachsenden Schicht von Fabrikarbeitern. Wie bei Bingener profitiert auch hier der Leser von einem historischen Längsschnitt, der mit dem Abschied von absolutistischen Wirtschaftsordnungen im 18. Jahrhundert einsetzt und einen Ausblick bis zum Ende der 19. Jahrhunderts bietet. Reidegeld unternimmt einen Rundblick zur Krankenkassenentwicklung mit spannenden Fokussierungen, die erkennbar machen, dass die jeweiligen „Gesundheitsreformen“ zäh ausgehandelt wurden zwischen wirtschaftsliberaler Gewerbepolitik und einzelstaatlichen Legitimations- und Kontrollinteressen gegenüber den versicherten Handwerkern und Fabrikarbeitern. Aus heutiger Sicht fasziniert die darin geschilderte Entdeckung der sozialen Frage als staatliche Sicherungsaufgabe, einem Handlungsfeld, das in seiner Struktur noch vormodern gestaltet war, in seinen Konflikten und den Schutzzanliegen der Versicherten aber in die Moderne unserer Sozialstaatlichkeit hineinragt.

Von den übrigen Aufsätzen, die etwa die betriebliche soziale Sicherung bei den Eisen-

bahnangestellten und -beamten, die Versicherung der Seeleute, die Unfallgefahren im Bergbau anhand der Niederlande und die versicherungstechnischen Berechnungen der Knappschaft schildern, seien an dieser Stelle abschließend zwei Darstellungen zur Krankenhausgeschichte hervorgehoben. Lars Bluma, Projektbearbeiter zur Medizingeschichte der Knappschaft, untersucht das knappschaftliche Krankenhauswesen im Ruhrgebiet unter kultur- und raumgeschichtlichen Fragestellungen. Dabei kann er zeigen, dass die Gründung der Knappschaftskrankenhäuser in Gelsenkirchen und Recklinghausen kurz nach der Jahrhundertwende auf einem medizinisch wie ökonomisch motivierten Versorgungsinteresse der Knappschaft beruhte, das verglichen mit den konfessionellen, kommunalen und berufenossenschaftlichen Krankenhäusern eher verspätet einsetzte. Einmal errichtet, stellten die Knappschaftskrankenhäuser dann aber mit ihren modernen und auf Erkrankungen der Bergleute spezialisierten Abteilungen wichtige Vorreiter für eine bald verbesserte stationäre Versorgung in den Arbeiterstädten an der Ruhr dar. Besonders aufschlussreich war in diesem Zusammenhang der Konflikt zwischen dem konfessionellen Krankenhausverband der Region und der Ruhrknappschaft um eine Krankenhausgründung in Bottrop im Jahr 1926. Jenseits ökonomischer Kennzahlen und Konkurrenzen zu bestehenden Krankenhäusern, dies schildert Bluma überzeugend, setzte der Allgemeine Knappschaftsverein auf ein in sich geschlossenes medizinisches Verbundsystem, das auf Krankenkontrolle und die Abwehr drohender Invalidisierung zielte. Gleichsam die Perspektive der „Gegenseite“ stellt Arne Thomsen, Kirchenhistoriker an der Ruhr-Universität Bochum, in seinem Beitrag zu den katholischen Krankenhäusern im Ruhrrevier im 19. Jahrhundert vor. Indem sein Blick auch die Entwicklung im Reich einbezieht, erschließt sich, dass das Ruhrgebiet, immerhin eines der hochindustriellen Zentren in Deutschland, hinsichtlich einer professionellen Krankenversorgung schlecht abschnitt und darin auch die klassenbezogenen Elemente der sozialen Sicherung ihren Ausdruck fanden.

Diese Aufsatzsammlung, so ist resümierend hervorzuheben, bietet eine Fülle von Anregungen und Ergebnissen zur Frühgeschichte der modernen Sozialversicherung. Wer wissen will, wie es im 20. Jahrhundert mit der Knappschaft und den weiteren berufsständischen Sozialsystemen weiterging, kann sich freuen, dass einige der Projektbearbeiter umfangreichere Publikationen angekündigt haben.

Dr. Marc von Miquel, Bochum

Ulrich Lauf:

Der Allgemeine Knappschaftsverein zu Bochum (1890-1923).

Mythos und Wirklichkeit, Bochum: Selbstverlag des Deutschen Bergbaumuseums Bochum 2009 (290 S., 238 teils farb. Abb., 7 Grafiken, 29 Tabellen, eine DVD-Beilage) 18,- €

(= *Vergangenheit und Zukunft sozialer Sicherungssysteme am Beispiel der Bundesknappschaft und ihrer Nachfolger*, Bd. 3; *Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum*, Nr. 170)

Durch seine Berufserfahrung und durch einschlägige Schriften ist Ulrich Lauf ein ausgewiesener Experte für die Geschichte der Knappschaften. Er war geradezu prädestiniert, eine umfassende und differenzierte Geschichte des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum zu verfassen, der ein Vorläufer der Ruhrknappschaft, der Bundesknappschaft und der heutigen Deutschen Rentenversicherung Knappschaft-Bahn-See gewesen ist. Es entstand eine vorbildlich gestaltete und illustrierte Monographie, die die historischen Vorgänge differenziert und informiert nachvollzieht, analysiert und einen bemerkenswerten Beitrag zur Regionalgeschichte des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers leistet.

Die Geschichte der Knappschaften, der ältesten deutschen Sozialversicherung, war immer auch eine Geschichte ihrer Fusionen. So entstand im Jahre 1890 der Bochumer Knappschaftsverein durch die Fusion dreier älterer Knappschaftsvereine des Ruhrgebiets. Er war mit zunächst knapp 130.000 Mitgliedern der größte Knappschaftsverein Deutschlands und ein Spiegelbild der überragenden Bedeutung der Bergbautätigkeit im Westen des damaligen Deutschen Reichs. Lauf zeichnet die Entwicklungsprozesse dieses Knappschaftsvereins nach und spart dabei nicht mit konkreten Hinweisen, Daten und Namen. Die Auseinandersetzungen zwischen den Bergarbeitergewerkschaften und den Werksbesitzern im und um diesen Knappschaftsverein finden ihren gebührenden Platz. Die wechselvolle finanzielle Lage des Bochumer Vereins wird erläutert. In diesem Zusammenhang wird auch das vielgestaltige Engagement der Bochumer Knappschaft im Bergarbeiter-Wohnungsbau (Zechenkolonien) erwähnt. So sollten die bedenklichen hygienischen Mängel und „sittlichen Verhältnisse“ verbessert werden. Dieses Engagement sollte darüber hinaus zu einem leistungsfähigen und loyalen Arbeiterstamm aus der Sicht der Grubenbesitzer beitragen.

Ausführungen über mögliche Finanzierungsverfahren in der Rentenversicherung (Umlage- bzw. Kapitaldeckungsverfahren) runden die Darstellung ab. Sie leiten gleichzeitig zu einer Analyse der Knappschaftspensionen über, die beim Bochumer Verein meistens deutlich über den Leistungen der allgemeinen, der Bismarck'schen Invalidenversicherung lagen. Später, nachdem die Bochumer Knappschaft „Ersatzkasse“ für die Angestelltenversicherung geworden war, überflügelten die Leistungen der knappschaftlichen „Renten-Pensionskasse“ auch die Leistungen nach dem Versicherungsgesetz für Angestellte aus dem Jahre 1911. Von vornherein sah die knappschaftliche Versicherung unter bestimmten Voraussetzungen auch Leistungen an Witwen und Waisen vor. Dass es trotzdem auf dem Gebiet der Leistungen und des Leistungsrechts zahlreiche Unzuträglichkeiten und Ungerechtigkeiten gab, wird vor dem Hintergrund der beeindruckenden „Leistungsbilanz“ des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum nicht unterschlagen.

Zu den Leistungen des Knappschaftsvereins gehörten auch die Krankenunterstützung und die damit verbundene konfliktbelastete Krankenkontrolle. Hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang die Ausführungen des Verfassers zu den bedeutenden Gesundheitseinrichtungen, zu den Krankenhäusern und Heilstätten des Allgemeinen Knappschaftsvereins. Sie sollten den Druck der außerordentlich hohen Krankengeldquote mindern helfen und ein qualitativ hochwertiges Versorgungsniveau für die unter ungesunden Bedingungen hart und gefährlich arbeitenden Bergleute sichern.

Kenntnisreiche Ausführungen bieten Einblicke in die Baugeschichte der prachtvoll-monumental gestalteten Hauptverwaltung. Nicht minder beeindruckend wirkt das königliche Oberbergamt Dortmund, das als staatliche Aufsichtsbehörde und Rechtsinstanz für bestimmte Beschwerdefälle fungierte. Der Blick auf ein unübersichtlich geregeltes Aufsichts- und Rechtsschutzsystem zeigt eine „rege Streitkultur“ in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg.

Anschließend wird gezeigt, in welche finanziellen und personellen Turbulenzen und Nöte der Erste Weltkrieg den Allgemeinen Knappschaftsverein zu Bochum führte. Nicht zuletzt war es dieser Krieg, der den Plan eines einzigen Trägers, eines Reichsknappschaftsvereins für alle Bergleute nach vorne brachte. Der Weltkrieg trug darüber hinaus zu mancherlei Entwicklungen bei, die schließlich die Vorgeschichte und den Beginn der Weimarer Republik prägten und die dieser Zeit ein wahrhaft hochdramatisches Gesicht gaben. Revoluti-

onsunruhen, Arbeiter- und Bauernräte, Sozialisierungsforderungen, Reparationsverpflichtungen des Versailler Vertrags, die Besetzung des Ruhrgebiets, der Ruhrkampf und eine bald rasend voranschreitende Inflation sollen als Hinweise genügen. Am Ende dieser Entwicklungsetappe ist der Finanzhaushalt des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum zerrüttet. Mit dem Inkrafttreten des Reichsknappschaftsgesetzes am 1. Januar 1924 und dem damit besiegelten Ende des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum endet auch die historische Darstellung. Der Bochumer Verein ging zusammen mit zwei kleineren Vereinen als größter Bezirksverein, als Ruhrknappschaft, in den Reichsknappschaftsverein auf.

Die auf die historische Darstellung folgende Dokumentation präsentiert, neben der alten und der „neuen“ Hauptverwaltung sowie den Zweigbüros, vor allem die Gesundheitseinrichtungen des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum. Ausführungen zu den „Baugeschichten“, detaillierte Hinweise zur Ausgestaltung der Bauwerke und sehenswerte Photographien verbinden sich zu einer eindrucksvollen Gesamtschau der administrativen und gesundheitspolitischen Aktivitäten der Knappschaftsversicherung im rheinisch-westfälischen Bergbauggebiet. Die Photographien dokumentieren den damaligen Stand der Büroausstattung und der Ausstattung eines an den Bergbau gebundenen Gesundheitswesens. Dokumentiert wird eine häufig prachtvolle Architektur im Stile der damaligen Zeit. In naturgemäß schlichterer Qualität präsentieren sich die „Koloniehäuser“, deren Bau vom Knappschaftsverein zu Bochum gefördert wurde. Der orts- und sachkundige Leser wird auf Bauwerke stoßen, die auch heute noch vorhanden sind und die Schrift spart nicht mit entsprechenden Hinweisen. Darüber hinaus werden die Namen und einige Photographien von Vereinsvorständen und weitere wichtige historische Dokumente wiedergegeben. Eine Gesamtübersicht über die deutschen Knappschaftsvereine im Jahre 1913 zeigt aber auch, wie zersplittert das deutsche Knappschaftswesen war und welche Auswirkungen das auf die Verwaltungsträger und die Leistungen gehabt hat, so dass aus dieser Perspektive die damalige Forderung nach einer Reichsknappschaft vernünftig und nachvollziehbar erscheint. Statistische Angaben schließen den Band ab. Beigefügt ist eine DVD, die eine virtuelle Rekonstruktion des Bochumer Knappschaftsgebäudes von 1910 enthält.

Im Jahre 2010 feierte das Knappschaftswesen sein 750-jähriges Bestehen. Mit der Integration der Bundesknappschaft in die Deutsche Rentenversicherung Knappschaft-Bahn-See und

mit der derzeit zurückgehenden Bedeutung des Bergbaus in Deutschland, ist das Knappschaftswesen ein Stück weit „unsichtbarer“ geworden. Der Bezug zu einer Tätigkeit in diesem Wirtschaftssektor ist inzwischen denkbar schmal. In dieser Situation ist es ein Verdienst von Ulrich Lauf, die in vielerlei Hinsicht wichtige Bedeutung und Pionierrolle der bergbaulichen Sozialversicherung am Beispiel des Allgemeinen Knappschaftsvereins zu Bochum dokumentiert und analysiert zu haben. Der vorzüglichen Schrift sind zahlreiche Leser zu wünschen.

Prof. Dr. Eckart Reidegeld, Dortmund

Rainer Slotta; Inga Schnepel (Hrsg.): Schätze der Anden. Chiles Kupfer für die Welt (Katalog der Ausstellung des Deutschen Bergbau-Museums Bochum 8. Mai 2011 bis 19. Februar 2012), Bochum: Deutsches Bergbau-Museum 2011 (608 S., zahlr. S/W und farb. Abb.), 29,90 €

(Veröffentlichungen aus dem Deutschen Bergbau-Museum Bochum, 179)

Knapp 40% des Weltbedarfs an Kupfer kommt aus Chile, dem Andenstaat, der am 18. September 2010 den zweihundertsten Jahrestag seiner Unabhängigkeit feierte. Das Deutsche Bergbau-Museum Bochum präsentiert eine groß angelegte Ausstellung, die das Ergebnis einer fast zehn Jahre lang dauernden Kooperation mit dem chilenischen Kupfer-Bergbauunternehmen Corporación Nacional del Cobre de Chile (CODELCO) ist. Dazu wurde ein umfangreicher Katalog vorgelegt, sorgfältig gegliedert in einen Beitragsteil mit 26 Aufsätzen von Fachwissenschaftlern, ausgelegt mit weiterführenden Literaturangaben und anschaulichen Bilddokumenten (S. 17-406), und einem hervorragend bebilderten Katalogteil der Exponate (S. 407-608).

Codelco erwirtschaftet 40% des chilenischen Bruttoinlandsprodukts, das Unternehmen ist mit einer Produktion von 20% des Kupfer-Welthandelsvolumens global der größte Kupferproduzent (es hat einen Anteil von 47% an der chilenischen Ausbeute). In der Tagebau-Kupfermine Chuquicamata wird seit mehr als einhundert Jahren geschürft, das dort abgebaute Erz hat einen Cu-Gehalt von 0,9%, die Aufbereitungsanlage wird mit 180.000 tato ausgelastet, in der Regel ist das Erz in sulfidischem Kupferkies gebunden. Die Mine liegt im Norden Chiles in 2800 m Höhe, 1700 km

von Santiago de Chile entfernt in der Atacama-Wüste, einer der trockensten Regionen der Erde (der Beitrag von Lautatro Núñez erläutert den prähistorischen Bergbau, der von Rainer Stax die Tradition des Steinsalzabbaus in dieser Region).

Die Abbaustätte ist mehr als vier Kilometer lang, drei Kilometer breit und knapp 1000 Meter tief. Es wird in drei Achtstundenschichten gearbeitet, beschäftigt sind mehr als 8000 Angestellte. Die Umwelt wird durch große Wassermengen belastet, die in der Mine verbraucht werden, um den arsenhaltigen Staub zu binden. Im Aufsatz-Teil des Katalogs legt Alexander Leibbrandt eine Übersicht über die Geschichte und Leistung der Codelco sowie ihre Bergwerks- und Hüttenbetriebe vor (immer wieder ergänzt durch eindrucksvolle Fotos, die die enormen Dimensionen dieser Anlagen verdeutlichen). Die Codelco, so Leibbrandt, werde mit ihren Reserven ihre Position als weltweit größtes und leistungsstärkster Unternehmen auf den einschlägigen Metallmärkten auch künftig nicht nur behaupten, sondern noch ausbauen können (für 2020 wird – unter den gegebenen Voraussetzungen – eine Produktion im Umfang von 8,5 Mio. t Kupfer prognostiziert).

Das Bergwerk El Teniente, gleichfalls zu Codelco gehörig, ist weltweit das größte Untertage-Kupferbergwerk mit einem Streckenvortrieb von ca. 2600 km Länge. 1971 enteignete die sozialistische Allende-Regierung die US-amerikanischen Betreiber dieser Bergwerke, des „Großen Bergbaus“ (*Gran Minería del Cobre*), auch Chuquicamata gehörte dazu, die größte der fünf Kupferminen in Chile, und gründete den Staatsbetrieb Codelco, der heute zu 100% dem chilenischen Staat gehört und weltgrößter Kupferproduzent ist (demgegenüber war der Tagebau El Abra zu 51% in US-amerikanischem Besitz geblieben, 49% der Anteile hielt die Codelco, 1996 wurde dieser Bergbau aufgelassen). El Teniente produziert p.a. 1,5 Mio. t Kupferkonzentrat (27% Cu), davon werden in der Hütte Caletones 1,3 Mio. t zu 250.000 t Anoden- und 120.000 t Raffinadekupfer verhüttet. Auf internationaler Ebene bestand bis 1988 die Organisation der Kupfer exportierenden Länder (CIPEC), der neben Chile auch Peru, Indonesien, Sambia und Zaire angehörten. Das Kartell zerfiel an internen Differenzen über Produktionsanteile für den Weltmarkt.

Eine Besonderheit ist Sewell, die historische Bergarbeiterstadt bei El Teniente, oberhalb von 2000 m Höhe in den Anden am Hang des Cerro Negro gelegen. Sie zählte ehemals 15.000 Einwohner (noch 1960), heute ist sie aufgelassen und dient der Codelco als Objekt der Traditionspflege, zugleich als chileni-

sches Kulturerbe und Identifikationsdenkmal. Die „Stadt der Treppen“ wurde 1999-2006 Teil des UNESCO-Weltkulturerbes, nachdem die Verlagerung der Förderung und Metaldarstellung talabwärts zu einer Umsiedlung der Belegschaft von Sewell nach Rancagua führte. 1998 wurde das Wohnen und Leben in Sewell auf Grund von mangelnder Umweltverträglichkeit verboten, seitdem begannen Restaurierungsmaßnahmen, die in ihrem Umfang einzigartig sind (Beitrag von Ravinet de la Fuente). Dazu gehören auch die Vorschläge des Deutschen Bergbau-Museums Bochum, in Teilen des Bergwerks Sewell auf der 5. Tiefbausohle ein Besuchbergwerk zu gestalten (Siegfried Müller/Rainer Slotta 2006). Die Lagerstätte von Sewell ist derzeit noch mit knapp 25% am Gesamtvolumen der Kupferproduktion von El Teniente beteiligt.

Beiträge zur Landeskunde (Werner Mikus), zur Staats- und Nationenbildung (Hans-Joachim König) liegen ebenso vor wie zur Geologie von Chile und seinen Erz- und Mineralagerstätten der Anden (Andreas Hauptmann), zur Salpeterindustrie (Rainer Slotta) oder zum „Blauen Gold“ der Anden, dem Halbedelstein Lapislazuli (Thomas Roy). Stefan Brüggerhoff/Rainer Slotta weisen darauf hin, dass Chile für die Weltversorgung auch mit den Elementen Lithium, Jod und Molybdän erheblich beiträgt. Chile und seine Salpeterindustrie werden ebenso gewürdigt wie die „Fuente Alemana“ (Deutscher Brunnen) im Parque Forestal in Santiago de Chile – ein Denkmal für den chilenischen Kupfer- und Salpeterbergbau, 1910 von der Deutschen Kolonie anlässlich der 100. Wiederkehr der Unabhängigkeit Chiles in Auftrag gegeben (Rainer Slotta).

Nicht nur dem modernen Bergbau widmen Ausstellung und Katalog ihre Schwerpunkte, nicht nur für die Gegenwart ist die hohe wirtschaftliche Bedeutung Chiles mit seiner Kupferproduktion zu erörtern (China gilt als größter Nachfrager, da dieses Land über geringe und relativ arme Kupferlagerstätten und Reserven verfügt), sondern auch für die Vorgeschichte, die bis in die Inka-Zeit zurückreicht (100 bis ca. 1500 n. Chr.). Den präkolumbischen Bergbau skizziert Thomas Stöllner als ein faszinierendes Kapitel der frühen Rohstoffgewinnung, metallurgischen Aufbereitung und handwerklichen Verarbeitung, während Michael Prange das inka-zeitliche Kupferbergwerk bei El Abra nördlich von Chuquicamata vorstellt und Rainer Slotta das inka-zeitliche Schmelzplatzensemble von Viña del Cerro (Copiapó) in seinen ausgegrabenen architektonischen Strukturen analysiert. In diesen Kontext gehört der Überblick-Aufsatz von Blanca Maldonado/Thilo Rehren zur Entwicklung der Kupfergewinnung von den frü-

hesten präkolumbischen Anfängen bis in die Neuzeit. Am Beispiel der frühen Silber-Gewinnung verdeutlicht Thilo Rehren, wie viel Kenntnisse über die Entwicklung der historischen Silbermetallurgie durch archäologische Feldforschung noch gewonnen werden können. Paul Craddock's hoch interessante Ausführungen beschäftigen sich mit chilenischen Kupferbarren aus Schiffswracks vor der britischen Küste, die die Entwicklung des internationalen Metallhandels von der Agricola-Zeit bis 1900 dokumentieren.

Exponate aus Gold, Silberschmuck der chilenischen Ureinwohner, der Mapuche (die größte indigene Gruppierung in Chile), wie Halsketten, große Gewand- und Anstecknadeln, Ohranhänger oder Behänge für Pferde und Kupferobjekte, Leihgaben aus Südamerika und Europa, zeigen kostbare Arbeiten wie tiefblaue Schmucksteine (Lapislazuli) aus den Handwerksbetrieben und Lagerstätten der chilenischen Anden. Über die Entwicklung der Goldmetallurgie in Süd- und Mittelamerika, deren Anfänge (Primärgewinnung) vor der europäischen Eroberung nur durch detaillierte Objektforschung zu erhellen sind, ist wenig bekannt, während über die Herstellung der oft großartigen Objekte durch einheimische Goldschmiede klare Vorstellungen herrschen (Juanita Samper Sáenz/Marcos Martín-Torres). Auf die Kupfer-Gold-Legierung (*tumbaga*) verweist gleichfalls Doris Kurelle, wenn sie die religiöse Kunst unter deren „schönem Schein“ betrachtet.

Aus einer Tonne Erz lassen sich fünfzehn Kilogramm Kupfer gewinnen. Die beiden angewandten Methoden, die chemische Aufbereitung und das Schmelzverfahren, schließen mit einem Elektrolyseprozess ab, bei dem zu 99,98 Prozent reines Kupfer das Ergebnis ist. Als Nebenprodukte fallen Molybdän, Gold, Silber und Zink an. Die elektrolytische Raffination wurde 1876 bei der Norddeutschen Affinerie (NA) in Hamburg entwickelt und seit 1878 betriebsmäßig angewandt (durch Emil Wohlwill) und nach 1896 auch von chilenischen Hüttenwerken übernommen. Das Bergwerk El Teniente war eine der ersten Anlagen, die das Flotationsverfahren eingeführt hat. Dieses neue Verfahren ermöglichte Erze mit einem Gehalt auch unter 2% Cu abzubauen, auf ca. 30% Cu anzureichern und damit eine ökonomisch effektive Verhüttung einzuleiten.

Schließlich durfte in der Präsentation und dem Katalog das Kapitel der glücklichen Rettung der 33 chilenischen Bergleute 2010 nicht fehlen, die lange Zeit in dem Kupfer- und Goldbergwerk San José eingeschlossen waren (Rainer Slotta/Michael Farrenkopf). Die chilenische Regierung war bereit, dem Deutschen Bergbau-Museum für die Dauer der Ausstel-

lung die Rettungskapsel *Fénix* anzuvertrauen. Die gelungene Rettung belegt das große Leistungsvermögen und dokumentiert das Können der Ingenieure und Wissenschaftler Chiles als Bergbauland vor den Augen Weltöffentlichkeit.

Den Herausgebern ist mit dieser aufwändigen, sorgfältigen Arbeit ein großer Wurf gelungen.

Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg

Wolfgang Lampe:
Kupferschieferbergbau und -hüttenwesen im hannoverschen Südharz. Eine Untersuchung in historischer, technischer, wirtschafts- und sozial- sowie rechtsgeschichtlicher Hinsicht samt einer Dokumentation gefundener Relikte des untersuchten Berg- und Hüttenwesens, Clausthal-Zellerfeld, Papierflieger Verlag 2010 (257 S., 78 S. Dokumentationsanhang, zahlr. s/w und farbige Abb., Tab., Karten) 29,90 €

(= TU Clausthal, Wissenschaftliche Reihe der Energie- und Wirtschaftswissenschaften)

Kupferschieferbergbau, der über einen ungewöhnlich langen Zeitraum von nahezu 800 Jahren ein Revier geprägt hat, gab es um die Mansfelder Mulde und den Sangerhäuser Bergbezirk bei der Region Hettstedt, Eisleben und Sangerhausen (Ostharz), denn die Anfänge dieses Bergbaus gehen bis auf die Zeit um 1200 zurück und reichen bis in das 21. Jahrhundert. Im Verlauf dieser Geschichte wurden aus den Kupferschiefererzen des Mansfelder Landes überschlägig 110 Mio. t Kupferschiefer gefördert, aus denen ca. 2,6 Mio. t Kupfer sowie 15.000 t Silber ausgebracht werden konnten. Nicht die Bedingungen des Bergbaus selbst, sondern die Brennstoffversorgung der Hütten und Transportprobleme waren die maßgeblichen Kriterien für größere oder zurückgehende Mengen und die Qualität der Kupfererzeugung in dem Revier. Während des Dreißigjährigen Krieges kam dieser Bergbau nahezu zum Erliegen, und erst im Verlauf des 18. Jahrhunderts gelang eine schrittweise Wiederbelebung, infolge geringer Produktion und nachgewachsener Wälder trat die erwähnte Problemlage nicht mehr produktionsbestimmend auf.

In diese Zeit fällt auch der Kupferschieferbergbau am Südharz, in einem Revier, das in seiner Randlage und geringen Metallausbringung mit dem Mansfelder nicht zu vergleichen ist und in seiner Relation und Bedeutung zum Kupferschieferbergbau im Harz bisher nicht zur Kenntnis genommen wurde. Es geht um das Revier Osterode, Herzberg und Bad Sachsa im ehemaligen Kurfürstentum Hannover, das im Verlauf des 17./18. Jahrhunderts eine vergleichsweise geringe Konjunktur hatte. Rings um den Harz herum trat ein dünnes Band von Kupfererzschieferflözen zu Tage, einem bituminösen Mergelschiefer, in dem die Metalleanreicherungen imprägniert vorkamen (auf den Halden an seinem schwefeligen Gestank leicht wahrzunehmen). Sanderze oder grüne Erze mit bis zu 5% Kupfer und damit deutlich höher vererzt als Kupferschiefer kamen gleichfalls vor. Die Mächtigkeit der Flöze war gering, sie schwankte zwischen wenigen Zentimetern und 0,4 Metern.

Wolfgang Lampe liefert einen minutiösen historischen Abriss der Betriebsphasen dieses Bergbaus, der seit 1668 archivalisch nachweisbar ist, dessen frühe Formen jedoch bis in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg zurückreichen. Dazu gehört die Kupferhütte in Osterode am Eingang des Siebertales, die zwischen 1698 und 1711 aufgrund der Armut der Lagerstätte Kupferschiefer mit geringer Wirtschaftlichkeit verarbeitete, ebenso die Tätigkeit der Herzberger Gewerkschaft zwischen 1686 und 1711, die Herzberger Kupferhütte mit ihrer Betriebsgeschichte zwischen 1698 und 1711 sowie die Lauterberger Kupferhütte. Der Autor stellt weitere Gewerkschaften wie „Frisches Glück“ oder „Flötzwercks Glück“ mit ihren Betriebsphasen vor, ehe er schließlich detailliert auf die Grube Kupferrose eingeht, deren Bergbau auf dem Kupferschieferflöz 1704 bis auf zwei am Silberhey (bei Herzberg) angelegte Bergleute zunächst vollständig eingestellt war, die aber in der Folgezeit fündig wurde und unter Einsatz einer neuen Kunst Ergebnis bezogen anrühlich gemacht werden konnte. Die Blütezeit dieses Bergbaus lag zwischen 1700 und 1748. Innerhalb eines halben Jahrhunderts konnten immerhin knapp 1000 t Kupfererz gefördert werden. Die Gewinnung erfolgte im Duckelbau bei geringer Vererzung des Flözes, wobei das Flöz bis in die Teufe von 15 m durch Schächte aufgewältigt wurde. Folglich blieb die Fördermenge im Verlauf von einem halben Jahrhundert wirtschaftlich ohne größeren Ertrag. Die Bergleute in diesem Revier kamen überwiegend aus dem Mansfelder Ostharz, die Belegschaftsstärke wechselte häufig je nach Ertragslage der Lagerstätte. Bergjungen waren integraler Teil der Arbeitskräfte, da sie bei der geringen Aus-

dehnung dieses Bergbaus (Strebhöhe) ihrer körperlichen Gewandtheit wegen zu Unterstützungsarbeiten der Häuer bevorzugt eingesetzt werden konnten. Sorgfältig analysiert Lampe die Bau- und Betriebsgeschichte der Herzberger Kupferhütte, die speziell Fachleute aus Mansfeld zu gewinnen suchte, um das Schmelzwesen zu verbessern.

Recherchen zur Lokalisierung von Relikten der Bergbau- und Hüttenplätze führten nur durch beharrliche Geländerarbeit zum Ziel. Wolfgang Lampe legt eine Vielzahl von eruierten Befunden vor, die ein einheitliches Bild ergeben: Lage und Verteilung der Schächte sind typisch für den Duckelbau mit seinen Anlagen der Haldenschüttungen (Ringhalden) als eindeutiges Indiz für Kupferschieferabbau nahe des Flözausbisses. Außer den Schächten bot das Untersuchungsgebiet Überreste von Arbeiten am Ausgehenden des Flözes, Tagebaue und Stollenreste. Eine weitergehende Differenzierung der aufgefundenen Spuren war nicht Ziel der Recherchen, dazu gehören genaue montanarchäologische Bestandsaufnahmen (insgesamt lassen sich 422 alte Tagesöffnungen nachweisen).

Zentrum der hier vorzustellenden Arbeit (Diss. Ing. TU Clausthal) bilden die aus den Archivalien und den Spuren im Gelände gewonnenen Erkenntnisse über den Kupferschieferbergbau, dessen Hüttenwesen sowie die rechtlichen und sozialhistorischen sowie wirtschaftlichen Bedingungen (Kap. 5, S. 131-230). Grundlegend für diese umfassende Analyse sind die wöchentlichen Anschnitte, die Lampe unter systematischen Kategorien überprüft – in diesem umfassenden Zugriff geschieht das zum ersten Mal. Abgesehen von Berg- und Hütten-technik geht es auch um Bergrecht und Bergbehörde, nämlich die Rolle des Oberharzer Bergrechts und des Clausthaler Bergamts, die für den Flözbergbau ein eigenes Bergrecht zu entwickeln nicht zuließen. Das Direktionsprinzip galt räumlich umfassend. Das Spektrum der Initiatoren und Unternehmer dieses Bergbaus – so Lampe – spannte sich von Bergbeamten aus dem Oberharz (Berghauptmann von Bülow) über Spezialisten aus Hessen und dem Ostharz bis hin zu regional einflussreichen Personen, z. B. Pastor Johann Friedrich Ölfen, der über beste Kontakte zum Hof in Hannover verfügte. Wie seine Mitgewerken büßte auch er das in diesem Bergbau angelegte Geld ein.

Die Lagerstätten boten – bei hohen Lohnkosten – wenige Aussichten auf wirtschaftlichen Erfolg, denn selbst bei hohen Fördervolumina blieb im Ergebnis die Kupferproduktion infolge der geringhaltigen Vererzung minimal, die Unternehmen finanzierten diesen Bergbau weitgehend aus Zulußzahlungen, die aber

aufgrund der raschen Caduzierung der Kuxe nicht tragfähig waren. Folglich blieben die sozialen Verhältnisse durch hohe Fluktuation der Bergleute geprägt: die Lohnsituation war schlecht. Infolge des Verbots des Clausthaler Bergamts, einheimische Kräfte zu beschäftigen und des Mangels an örtlichen Fachkräften wurden bevorzugt Berg- und Hüttenleute aus dem Ostharz angeworben, die jedoch sprunghaft je nach Arbeitsbedingungen der Lagerstätte wechselten. Die geringen Einnahmen aus Kupferverkäufen aus diesen Flözen konnten zu keiner Zeit die Kosten für Bergbau und Hüttenwesen decken. Auf die Gewinnmargen für Kupfer auf den einschlägigen Metallmärkten geht Lampe nicht ein. Er weist lediglich darauf hin, dass infolge des landesherrlichen Vorkaufspreises das erzeugte Kupfer unter

Marktpreis an die Bergwarenhandlung abzuliefern war.

In einem abschließenden Vergleich mit dem Mansfeldischen Revier kommt der Autor zu klaren Aussagen über die Defizite des am hannoverschen Südharz betriebenen Kupferschieferbergbaus. Wenn auch im technischen Einsatz von Berg- und Hüttenleuten große Übereinkunft bestünde, so seien doch die ausgebrachten Produktionsmengen trotz vergleichbarer Leistungen der Bergleute in keinem Moment kompatibel. Zu unterschiedlich waren Organisationsformen und Finanzierung des Bergbaus in beiden Revieren, im hannoverschen Südharz gab es keine Bindung des Bergbaus an ein Hüttenfeuer und es bestand auch nicht die Verpflichtung zu Verlagsgeldzahlungen.

Der Bergbau im Südharz, so das Fazit Lampes, war trotz aller fachlich qualifizierten Arbeit der Berg- und Hüttenleute und ausreichend finanzieller Förderung durch die Armut der Lagerstätten zum Scheitern verurteilt.

Hier liegt eine solide, aus den Quellen erarbeitete Untersuchung über ein Revier vor, das ohne vorsätzliche Entscheidungswidrigkeiten bei bewusster Handlungs-Orientierung keine Erfolge aufweisen konnte. Wolfgang Lampe hat an diesem Beispiel gezeigt, dass trotz Vernetzung und Kommunikation zwischen Ost- und Südharz – bei zeitlicher Differenzierung – die wirtschaftlichen Erwartungen der Verflechtungen zu keinem Zeitpunkt eingelöst werden konnten.

Dr. Hans-Joachim Kraschewski, Marburg

Abbildungsnachweis

Titelbild: Andreas Bingener, Siegen; S. 2: Grafik: B. Streubel, VAT; S. 3: vgl. Anm. 3 im Text; S. 4-5: Fotos: Müller 1923, Abb. 1, 4, 5, 7 (Anschnitt: Abb. 3-4 u. 6-7), Müller 1914, Abb. 1 (Anschnitt: Abb. 5); S. 6: Foto rechts unten: Deutscher Trassbund 1932; S. 7: Fotos: VAT; S. 8: Zeichnung: Müller 1914, Abb. 2; S. 9: Foto: VAT; S. 11: Foto: B. Streubel, VAT; S. 12: Zeichnung: VAT; S. 19: Karte: LUNG M-V; S. 20: rechts oben: Virck 1846, S. 144, rechts unten: Pinzke 1986a, S. 57; S. 21 u. 22 links: alle drei Abb.: LHA Schwerin, Sign. 2.12-2/14 Nr. 62; S. 22 rechts: Foto u. Tab.: Günter Pinzke; S. 23: Foto oben: B. Wegener, Foto unten: Günter Pinzke; S. 26-30: Fotos: Eva Pasche; S. 31: Foto: A. Bingener; S. 32-35: Fotos: E. Pasche; S. 36: Fotos oben: E. Pasche; Foto unten rechts: Jürgen Karpinski; S. 37: Foto: E. Pasche; S. 38: Foto: Uwe Gerig; S. 39-40: Fotos E. Pasche; S. 41: Foto links oben: E. Pasche; Foto rechts unten: Medienzentrums TU Bergakademie Freiberg; S. 42: Foto links oben: Medienzentrums TU Bergakademie Freiberg, Foto links unten: E. Pasche; S. 43-45: Fotos: E. Pasche; S. 47: Grafik links: Arndt Kiesewetter, Fotos rechts: E. Pasche; S. 50: Foto: Wikipedia: Unukorno; S. 51: Wikipedia; S. 52: Foto: Archiv d. Freiherren von Reden, mit freundl. Genehmigung v. Elke von Reden; S. 53: Foto: Deutsches Bergbau-Museum/Lichtblick; S. 54-55: Fotos: Deutsches Bergbau-Museum/montan.dok; S. 56: Foto oben: Deutsches Bergbau-Museum/montan.dok, Foto unten: Nachlass Otto u. Heribert Kipping, Privatbesitz; S. 57 oben: Foto: Hoffmann, Nachlass Otto u. Heribert Kipping, Privatbesitz, Karte unten: Landesvermessungsamt Rheinland-Pfalz/Carsten Trojan; alle übrigen Abb. wurden – soweit nicht anders vermerkt – von den Autoren zur Verfügung gestellt oder am jeweiligen Ort zitiert.

DER ANSCHNITT

Herausgeber:

Vereinigung der Freunde von Kunst und Kultur im Bergbau e.V.

Vorsitzender des Vorstands:

Dipl.-Ing. Bernd Tönjes

Vorsitzender des Beirats:

Bergassessor Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. E.h. Achim Middelschulte

Geschäftsführer:

Museumsdirektor Prof. Dr. phil. Rainer Slotta

Schriftleitung (verantwortlich):

Dr. phil. Andreas Bingener M.A.

Editorial Board:

Dr.-Ing. Siegfried Müller, Prof. Dr. phil. Rainer Slotta, Dr. phil. Michael Farrenkopf

Wissenschaftlicher Beirat:

Prof. Dr. Jana Geršlová, Ostrava; Prof. Dr. Karl-Heinz Ludwig, Bremen;

Prof. Dr. Thilo Rehren, London; Prof. Dr. Wolfhard Weber, Bochum

Anschrift der Geschäftsführung
und der Schriftleitung:

Deutsches Bergbau-Museum
Am Bergbaumuseum 28 - D-44791 Bochum
Telefon (02 34) 58 77-0
Telefax (02 34) 58 77-111

Einzelheft 9,- €, Doppelheft 18,- €;
Jahresabonnement (6 Hefte) 54,- €;
kostenloser Bezug für die Mitglieder der Vereinigung
(Jahres-Mitgliedsbeitrag 50,- €)

Layout: Karina Schwunk

Gesamtherstellung und Versand:
Meiling Druck
Jacob-Uffrecht-Straße 3
39340 Haldensleben